

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 31

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 31
XV. Jahrgang

Bern
1. August 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Wanderung. (Zum 1. August 1925.)

Von Ernst Oser.

Zweie traf ich da jüngst beim Wandern, Stille Gefellen, im Wiesengrün. Keiner sagte ein Wort dem Andern. Von dem Prangen und all dem Blühn.	Hing nicht ihr Auge an meinem Munde, Sragend an meiner Rede Laut? Sreunde, mir ward eine schmerzliche Kun- Als ich den Beiden ins Antlitz geschaut.	Aber Vielen der Leidensgefährten Hat noch kein sonniger Tag gelacht. Seufzend schleppen sie ihre Härten Auf ihrem Wege in Dämmer und Nacht.
Als sie ruhten und selig schauten, Schallte kein froher Wanderruf Zu den Sernen, die glänzten und blauten, Zu der Pracht, die der Sommer schuf.	Taubstumme waren es. Hören und Reden Blieb den Beiden auf immer verjagt. Helden, die ihres Leidens Sehden Mutig durchkämpft und unverzagt.	Helden des Leidens sind sie alle. Schweizer, gedenkt dieser Armen im Land! Daß es von Türmen und Zinnen schalle: Haltet offen die liebende Hand!
Aber die Augen lachten den Beiden Hinaus zu Sturen und Aehrengold. Ein frohes, glückliches Sich-bescheiden Mit all' den Wundern, so reich und hold.	Wenn jene Frohen scherzen und singen, Dringt kein Ton ans verschlossene Ohr Und das festliche Glockenklingen Zaubert kein Echo ihnen hervor.	Taubstumme Brüder, euch lohnen die Der Eidgenossen am Feiertag! [Zeichen Wir alle wollen euch Hilfe reichen, Euch gilt unsrer Herzen froher Schlag!
Lag auch den Beiden das Herze offen, Tat sich mir doch kein Jubel kund, Sinnend stand ich, und seltsam betroffen, Ob der Gefellen verschlossenem Mund.	Stumme Gebärden, beschwerliches Lallen Sind ihre Sprache, ihr einziger Gruss. Sagten so gerne den Menschen allen, Was beglückt ihren Wanderfuß.	Auf unsere Treue wollen wir bauen, Gedenkend der Väter heiligem Schwur. Die Saat soll goldene Ernte schauen, Es ziehe die Pflugchar des Friedens Spur!
Als ich den Zweien mich zugesellte Mit des Wanderers heiterem Wort, Sah ich, wie sich ihr Blick erhellte, Doch . . . ihre Lippen schwiegen fort.	Nur ihre Herzen und Augen trinken Sich an dem Quelle des Schönen satt, Sehen die Freude grüßen und winken All' des Volkes in Dorf und Stadt.	So mögen die tausend Banner wehen Den Starken und Schwachen, für Alt und Jung, Wenn flammend die Berge herniederfehn Auf unsere festliche Wanderung!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 31

Susanna saß sehr bedrückt am Fenster und sah hinaus. Wenn es doch Frühling würde! Wenn die Aepfelbäume blühen, ist es so schön, da hinunter zu sehen. Die Wiesen leuchten dann von Farbe. Es glänzte auch jetzt da unten, aber kalt und einförmig, und am Schnee konnten sich höchstens die Straßenbuben freuen, die mit blauen Händen den Rain hinunterschüttelten. Ja, leider hatte sie ihnen das erlaubt, und nun konnte kein Mensch mehr auf der glatten Bahn gehen. Auch da hatte Verene ihr Betto einlegen wollen und zornig betont, daß, seit die Frau Ursula nicht mehr da sei, das Fräulein Mut zu allem habe.

Der lustige Mann, der die Rede gehört, hatte ein wenig mit dem linken Mundwinkel gezuckt, triumphierend, wie es Susanna vorkam. Aber sie mußte sich geirrt haben, denn wie käme der dazu, auf dem stillen unfrohen Rosenhof zu lachen?

Aber Susanna fragte sich, ob es nicht viel besser, nein, viel richtiger, nein, viel angenehmer gewesen wäre, ihren Vater anderswo unterzubringen. War die Aufgabe nicht zu schwer für sie, und war sie nicht zu peinlich?

Da kam der Wärter und fragte Springer, ob er ein Spiel mit ihm machen wolle. Diesem Anerbieten widerstand der Kranke nicht, und er und der Wärter begaben sich hinunter in Springers Zimmer.

Susanna atmete auf. Sie sah ihren Vater den ganzen Nachmittag nicht, und auch in der Nacht blieb alles still. Aber wenige Tage nach seiner Ankunft wurde er von einem Anfall heimgesucht, der schlimmer war als die vorhergegangenen und lange dauerte. Susanna hatte entsetzt nach dem Wärter geläutet und war zitternd in ihr Zimmer gegangen.

Verene, die gar nicht dabei gewesen und nur ihre Mitteilungen aus dem Reichthum ihrer Phantasie schöpfte,

beschrieb der Gärtnersfrau in den schwärzesten und schwefelgelbsten Farben, wie alles verlaufen, und wie der Springer sich benommen habe, als hielte ihn der Böse am Schlafittchen. „Und wer weiß“, fügte sie hinzu, „ob der nicht unsichtbar dabei gewesen ist. Säufer und Spieler sind ihm lieb, das weiß man.“

Sie und die Gärtnersfrau suchten darauf im „Buch der Weisheit“ nach, was über die fallende Sucht stand, und schlugen Rezepte auf, aber so viel wußten sie von vornherein von der Neuzeit und der Jugend, daß sie weder das Fräulein Susanna noch den Herrn Doktor Bernhard von der Wirksamkeit der Rezepte würden überzeugen können. Berene legte den braunen, hagern Finger auf die Stirne und sagte zur Gärtnersfrau: „Die schönen Zeiten sind vorbei, die Jungen glauben nichts mehr“, worauf die Frau nickte. —

Da kam Christian und schalt, daß man ihm die Schuhwische verlegt und daß die Frauenzimmer immer und ewig dieselben wären, worauf Berene sich entfernte.

Die Gärtnersfrau erzählte ihren Bekannten von der schrecklichen Krankheit des Vaters von Fräulein Susanna und bekam in den nächsten acht Tagen viel Besuch; denn es hoffte ein jedes dabei zu sein, wenn der Böse den Amerikaner schüttelte. Mit Neugier und Grausen lauerten sie stundenlang, wie Kinder tun, wenn sie das häßliche Teufelchen vor sich haben, das unversehens aus der Schachtel springen soll.

Die Tage schwammen nicht mehr stumm an Susanna vorbei und glitten ihr aus den Händen, ehe sie sie recht besehen. Sie waren körperlich geworden und warfen tiefe Schatten. Viel Angst stand das junge Mädchen aus, und schwere Sorge um ihren Vater quälte sie. Außerlich war alles geordnet. Der Wärter verstand sein Amt und wußte Springer unmerklich in das Netz seiner Achtsamkeit zu ziehen, unterhielt ihn auch, soviel seine Zeit erlaubte, mit harmlosen Kartenspielen, Spaziergängen und sogar mit Vorlesen. Aber dafür erwies sich Springer als zu unruhig. Wie ein Gefangener ging er dabei in seinem Zimmer hin und her, stellte da eine Schale gerade, drehte dort an einem Leuchter, stand vor dem Bild von Glaube, Liebe, Hoffnung still, das um ein Stodwerk tiefer gewandert war, und riß an den Trotteln seines Lehnstuhles. Und nach einer Viertelstunde schrie er den Wärter an, er solle mit seinem Seim innehalten. Das alles nütze ihm nichts mehr.

Defters war Springer schon entwischt und angetrunken nach Hause gekommen. Alle guten Geister verließen ihn dann, und es machte ihm Freude, Susanna mit boshaften Reden zu verfolgen. Sie flüchtete sich an solchen Tagen empört und ungeduldig auf ihr Zimmer. Im allgemeinen gab ihr aber die Anwesenheit des Vaters das Gefühl, daß ihr Dasein einen Zweck habe, daß sie etwas tue, was ihr nicht leicht fiel, und daß sie eine Pflicht erfülle. Aber glücklich war sie nicht.

15.

Der Winter war vorbei oder tat wenigstens so. In einer einzigen Nacht verschwand der Schnee, funkelten die Sterne, erhob sich der Sturm, und diese Föhnmacht brachte es fertig, daß am Morgen die Sonne die Vögelchen daran mahnte, ihre Nester zu bauen, weil es an der Zeit sei.

Umsonst hingen doch die Nistkästen nicht an den Bäumen. Es schlüpfte bald daran ein und aus von Staren, Meisen und Finken, und da und dort jubelte eine Amsel ihrem Schäklein zu, daß die Aussteuer bereit sei und der Platz zum Brüten gefunden.

In Susannas Wohnzimmer sprangen die Fenster auf, und langsam zog die geweihte Frühlingsluft an den bunten Hyazinthen vorüber bis in die hintersten Winkel. Es wurde dem einsamen Mädchen dabei wohl ums Herz. Ihr war, als zögen die Geister, die seit Wochen die Oberherrschaft im Haus hatten, hinaus ins Blaue. Wenn sie die Treppe hinauf und hinab lief, schienen ihr die Ecken weniger dunkel zu sein und die Winkel im Flur weniger dumpf. Das schwarze Efeublatt, das noch immer die gesprungene Scheibe auf dem Treppenabsatz verdeckte, fiel ihr an einem der schönen Morgen auf einmal auf. Es mußte fort von dem Plänklein, von dem aus es fast zwanzig Jahre Freud und Leid des Hauses Schwendt mit angesehen. Es verschwand, und eine neue, klare Scheibe ohne Holzstäbe ließ einen ansehnlichen Fegen blauen Himmels hereinschimmern. Und da es nun viel heller geworden auf der Treppe, stellte Susanna einen Laurierbaum daneben und freute sich jedesmal darüber, wenn sie zur Laube hinaufstieg.

Dort stritten sie wieder einmal. Der Weinende bekämpfte heftiger als je den Lachenden, der es im Bunde mit der Sonne leicht hatte, den Sieg zu erringen. Fast verächtlich glitt Susanna an dem traurigen Kerl vorüber und sah ihn nicht einmal an; denn an solch herrlichem Frühlingsmorgen wollte sie nicht an Leid und Trauer erinnert werden, geschweige sich etwas vorweinen lassen. Der Winter hatte ihr genug des Trüben geboten.

Eine lange Reihe gleich schöner Tage folgte. Wenn Susanna ganz ehrlich hätte sein wollen, hätte sie zugeben müssen, daß nicht die laue, verheißende Luft allein, auch nicht der glühende Tag, noch die ehreudigen Vögelchen daran schuld waren, daß ihr so warm und fröhlich ums Herz wurde. Sie hätte bekennen müssen, daß es die Erwartung war, die sie leise vor sich hinstiegen ließ.

Klärchen und Doktor Bernhard hatten zu kommen versprochen. Da Bernhard von je ein Sonnenjohr gewesen, hatte er den schönsten Tag im Monat erwischt. Vielleicht den schönsten des ganzen Jahres. Wer konnte das wissen?

Und als die beiden aus dem Wagen sprangen und den Rain hinanstiegen, er in seinem hellen Haar und den hellen Augen und Klärchen mit ihrem liebevollen, schmalen Gesicht, da war Susanna, die sie kommen sah, die Treppe hinuntergeflogen, zur Haustüre hinaus und ihnen entgegen.

Verwundert sah Bernhard sie kommen. Das Bild eines sehr jungen, etwas steifen, schmerzlich zurückhaltenden Mädchens drängte sich ihm auf. War das jetzt dieselbe Susanna?

Da grüßte sie schon und streckte dem Jugendfreund und der Schwester die Hand entgegen und lachte. Warum? Sie hätte es nicht sagen können, aber sie fühlte, daß sie heute jung war, daß sie Jugend brauchte und daß sie früher sehr, sehr alt gewesen war. Blaubernd und erzählend ging sie mit den fröhlichen Besuchern den schmalen Weg hinan, der heute so sauber und trocken war, als hätte der kalte und unfreundliche Schnee ihn nie umarmt.

Jugend, Jugend, das brauchte Susanna. Fast widerwillig betrat sie das dunkle Haus und die roten Fliesen,

die doch heller und farbiger glänzten als an den trüben, vergangenen Tagen. Jugend brauchte sie. Wie sollte sie sonst neben Krankheit und Laster bestehen können? Wie sollte sie gedeihen zwischen dem einsilbigen, verschlossenen Vater, der vom Genuß zur Reue und zwischen dieser und der Verzweiflung hin und her schwankte, und der alten, in der Vergangenheit lebenden Berene? Wie sollte sich ihr Blüten entfalten unter ihren geröteten Augen, wie sollte sich in ihrer dünnen Gegenwart der frohe, gedankenleichte Sinn der zwanziger Jahre behaupten?

Es preßte Susanna das Herz zusammen, wenn sie an ihr dunkles Haus und an seine freudlosen Insassen dachte.

„Ihr bleibt doch da bis zum Abend“, hat sie eindringlich. „Ihr geht doch erst mit dem letzten Zug? Es ist so schön heute.“ Und bald, kaum war das Mittagssmahl, von dem Springer ferngeblieben, vorüber, liefen die drei schon im Garten herum und vergaßen keinen der verschlungenen Wege und keinen der geraden, und suchten unter der grünenden Hecke nach Veilchen, und fühlten ihre Herzen schwellen bei jedem Vogeljauchzen und jedem Trillerchen, das über ihnen Fink und Star in die blaue Luft schmetterten.

„Ich bin so allein“, sagte Susanna plötzlich und sah auf die Veilchen herunter, die sie in der Hand hielt. Dann erschrak sie und errötete, als sie es gesagt. Wie kam sie dazu, ihr Fühlen preiszugeben? „Ich meine“, erläuterte sie rasch, „daß ich niemand habe, mit dem ich lachen könnte oder der mich lachen machte. Man wird selbst ganz still und ernst unter lauter stillen Menschen.“

„Die fröhlichen Menschen haben Ihnen von jeher gefehlt“, sagte Bernhard. Nachdenklich sah Susanna ihn an.

„Ja, das ist wahr.“ Ihre Worte kamen ihr aber vor wie eine unfreundliche Kritik Tante Ursulas und Onkel Daniels.

„Ich meine, weil keine Kinder auf dem Rosenhof waren.“

„Eben. In Bergeln hätten Sie das Lachen besser gelernt.“ Susanna wurde das Herz wieder schwer, trotz des schönen Frühlingstages. Da ging sie neben Bernhard als eine Fremde. Und sie war ihm einmal die Nächste gewesen. Er hielt Klärchen an der Hand und hatte einst die ihre gehalten. Er redete davon, daß sie hätte in Bergeln aufwachen sollen. Mitleidig und höflich fragte er sie über ihren Verkehr mit dem Vater, über den Verlauf ihrer Tage.

Ja, so stand es nun mit ihr. War sie denn damals blind gewesen? Oder hatte sie geschlafen? Und war es möglich, daß ein Mensch wie Bernhard sie nicht aufwecken konnte? War sie es wirklich gewesen, die mit Jean de Clermont im Schlitten gefessen? Wieder errötete sie tief.

„Jetzt wüßte ich gerne, was Sie gedacht haben“, scherzte Bernhard. „Sie sind ja zur dunkeln Rose geworden.“ Er bekam keine Antwort. Aber sein eigenes Wort zauberte ihm Tante Ursulas Rosenterrasse vor, und zwischen den Blumen sah er Susanna von damals, die er geschmückt mit den hellen und dunkeln Blüten und die ungeduldig, fast mitleidig oder gar ein wenig verächtlich sein. Spiel sich gefallen ließ. Er meinte den sonnenwarmen Duft der hundertblättrigen Rosen einzusatmen, er sah die Pfingstrosen neben sich am Weg stehen, die geblüht, als er sich verlobt. Er sah den Goldregen durch die Blätter rieseln und hörte das Bienengesumme, das sie wie ferner Orgelton umschmeichelte, damals, als er mit Susanna auf der weißen Bank saß.

(Fortsetzung folgt.)



Andermatt von der Schöllenen aus. Rechts: Eingang ins Sort Bähberg.

Die Wiege der Schweizer Freiheit.

Nicht vom „stillen Gelände am See“, das doch gemeinlich als der Ort gilt, wo unsere nationale Freiheit mit dem Dreiländerbund ihren Anfang genommen hat, soll nachstehend die Rede sein. Denn hier war die Schweizer Freiheit schon ein zur Tat erwachter Jüngling. Nein, weit oben im Gebirge liegt sie, die Urwiege der Schweizer Freiheit, und wir fahren diesmal am Rütli vorüber und grüßen die traute Waldwiese nur von weitem als das Symbol jener Sehnsucht, die lebt in jeder Schweizerbrust.

Mit der Gotthardbahn fahren wir durch das wildromantische Reußtal hinauf bis dahin, wo das schwarze Tor sich öffnet, durch das der Zug voll sonnenhungriger Menschen hinübergleitet ins Land des ewigblauen Himmels. In Göschenen sind wir ausgestiegen und haben, durch das stattliche Hoteldorf aufwärtssteigend, den Weg gewonnen, der uns durch die Schöllenen hinaufführen soll ins liebe Urserental. Wir könnten dieses Ziel auch ohne Bemühung erreichen, indem wir die elektrische Kleinbahn benutzten, die schon seit bald 10 Jahren die Schlucht hinaufführt. Wir ziehen es aber vor, zu Fuß hinaufzuwandern, um Schritt für Schritt die wilde Schönheit des Engpasses zu genießen. Auch möchten wir verweilend uns die historischen Vorgänge bewußt werden lassen, die sich an die Eröffnung der Schlucht und an den Bau des Durchpasses und seiner Brücken knüpfen. Denn hier ist sie, die Wiege der Schweizer Freiheit.

Diese Feststellung erfährt in neuester Zeit von autoritärer Seite her starke Anfechtung. Professor Karl Meyer in Zürich will nichts mehr wissen vom „Schmied von Urseren“ als dem Begründer der Schweizer Freiheit; nach ihm ist Wilhelm Tell nicht nur der poetische, sondern auch der historische Befreier der Waldstätte vom Joch der Unterdrückung. Oder ohne Symbolik gesprochen: nach Professor Meyer verdankten die Urner ihre Reichsfreiheit nicht dem